

KLAUS SCHATZ, *Vaticanum I*, Band III: Unfehlbarkeitsdiskussion und Rezeption. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1994. 358 S. 98,- DM.

Mit dem dritten Band liegt das Werk des Frankfurter Kirchenhistorikers Klaus Schatz über das Erste Vatikanische Konzil von 1869/70 jetzt abgeschlossen vor. Band I, 1992 erschienen, behandelte Vorgeschichte und Vorbereitung des Konzils (vgl. HK, Februar 1993, 105); der 1993 erschienene zweite Band verfolgte den Konzilsverlauf von der Eröffnung bis zur Schlußabstimmung der Konstitution „*Dei Filius*“ über den katholischen Glauben. Der abschließende Band widmet sich der dramatischen Schlußphase des Ersten Vatikanums mit Diskussion und Abstimmung über die Konstitution „*Pastor aeternus*“ mit der damals und seither umstrittenen Definition des päpstlichen Lehr- und Jurisdiktionsprimats und geht auf die Rezeption des Dogmas in den verschiedenen Ländern ein. Schatz zeichnet auch in diesem Band den Diskussionsverlauf und die Ereignisse am Rand des Konzils anhand der gedruckten und ungedruckten Quellen sorgfältig und ohne vorschnelle Urteile nach und nimmt auch ausführlich zur Frage nach der Freiheit des Konzils Stellung. Er räumt dabei ein, daß man hier den historischen Befund unterschiedlich werten könne, sieht aber für sich keinen entscheidenden Grund, die fundamentale Freiheit des Ersten Vatikanums in Frage zu stellen. Das eigentliche Problem des Konzils liegt für Schatz in der „Majorisierung der Minorität und dem Fehlen eines ernsthaften Dialogs, der auf den Konsens zielte“ (S. 202). Es sei die Frage, ob eine dogmatische Entscheidung durch Majorisierung einer Minderheit bei aller Richtigkeit denselben Rang besitze wie eine andere Entscheidung, die den Konsens des Bischofskollegiums und der Kirche in einer bestimmten Zeit zum Ausdruck bringe. In seinen knappen Schlußüberlegungen zum geschichtlichen Ort des Ersten Vatikanums verweist Schatz darauf, daß das Konzil eine bestimmte

Traditionslinie definiert und zum Sieg geführt habe, „die sicher speziell in der römischen Kirche seit frühesten Zeiten feststellbar ist, und dann auch mehr und mehr in der ganzen Westkirche dominierte, aber nie die einzige war“ (S. 308). Auch die episkopalistischen, gallikanischen und konziliaristischen Tendenzen hätten in ähnlicher Weise urkirchliche Wurzeln: „Diese Traditionslinien stellen Probleme und Anfragen, die auch nach dem II. Vatikanum noch nicht beantwortet sind“ (ebd.). Das Werk von Schatz erhellt so nicht nur ein entscheidendes Ereignis der neueren Kirchengeschichte, sondern vermittelt auch wichtige Anstöße für die heutige Diskussion über die Struktur der katholischen Kirche und ihre Rolle in der modernen Gesellschaft.

U. R.

MARTIN HEIDEGGER, Einführung in die phänomenologische Forschung. Gesamtausgabe Band 17. Hg. von Friedrich Wilhelm von Herrmann. Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt/Main 1994. 332 S. 78,- DM.

Dieser Band der Gesamtausgabe enthält den Text der ersten Marburger Vorlesung, die Heidegger nach seiner Berufung an die dortige Universität im WS 1923/24 gehalten hat. Im Hinblick auf das philosophische Problemfeld ist dieser Text denkgeschichtlich zwischen den phänomenologischen Interpretationen zu Aristoteles (1921/22, GA, Bd. 61) und der Vorlesung „Die Grundprobleme der Phänomenologie“ (1927, GA, Bd. 24) situiert. Die Marburger Vorlesung, von der „Leidenschaft des echten und rechten Fragens“ (Vorbemerkung) beherrscht, ist eine kritische Untersuchung der Phänomenologie des Bewußtseins auf dem Hintergrund der radikaler aufgeworfenen *Seinsfrage*. Der erste Teil setzt mit der Aristotelischen Bestimmung des Logos als aufzeigender Rede innerhalb der vorgegebenen Welt ein. Diese das Menschsein auszeichnende Sprachfähigkeit wird als entdeckende und verdeckende, Wahres und Falsches erkennende Seinsmöglichkeit ausgelegt.

Sie eröffnet ursprünglich das Bewußtsein von etwas und das Urteilsvermögen. Von hier aus wird dann in bohrenden Analysen gefragt, wie es dazu kommen konnte, daß in Husserls Phänomenologie, als „strenge Wissenschaft“ verstanden, *Bewußtseinsforschung* das leitende Denkmotiv ist. Heidegger bezeichnet diese Grundtendenz als „die Sorge um die erkannte Erkenntnis“. Dadurch tritt die begegnende Welt vor dem Anspruch gesicherter Erkenntnis zurück, das menschliche Dasein flieht vor sich selbst. Im zweiten Teil der Vorlesung wird im Rückgriff auf Descartes gezeigt, wie in seiner Denkweise auf dem Zweifelsweg Sicherheit, Gewißheit, unerschütterliche Evidenz gesucht wird. Dieser Anspruch wird durch Heidegger in denkerischer Folgerichtigkeit von höchster sprachlicher Prägnanz bis auf den Grund erschüttert. Dort, wo es um die Bestimmbarkeit des Seins Gottes bei Descartes und Thomas von Aquin (Gottesbeweise) geht, blitzt die *Seinsfrage* in ihrer *theologischen* Relevanz in den folgenden Sätzen auf: „Das, worauf sich der Nachweis vollzieht, das *Seiende der Welt*, muß aufgelockert und artikuliert werden: Welches ist der *Hintergrund von Sein*, der ‚gemeinsam‘ das *Sein Gottes* und das *Sein der Welt* und das *Sein Gottes zur Welt* ontologisch trägt?“ Der dritte Teil der Vorlesung gilt dem Aufweis, daß Husserls Phänomenologie die Wahrheit des Lebens, des Daseins versäumt. In der Sorge um die Gewißheit der Erkenntnis, eingebunden in den Vorrang methodischer Selbstvergewisserung und Allverbindlichkeit, könne die Zeitlichkeit und Geschichtlichkeit des Daseins nicht ins Auge gefaßt werden. Mit diesem denkerischen Ausblick ist das Tor zum frühen Hauptwerk Heideggers „*Sein und Zeit*“ (1927) aufgestoßen. Für einen vielleicht möglichen Entwurf einer Phänomenologie des christlichen Glaubens ist gerade von dieser Vorlesung aus erneut nachhaltig zu fragen, wie es um das *unverzichtbare* Bündnis von Vernunft und Glaube, Philosophie und Offenbarung, Welt und Sprache steht.

W. S.